

### Der Leser als Kritiker.

Wir freuen uns, daß uns zahlreiche Leser der „Saale-Zeitung“, insbesondere des Unterhaltungsblattes, ihre Ansicht über die Romane, Novellen, Erzählungen, Plaudereien des unterhaltenden Teiles schriftlich auseinandersetzen, die auf diese Weise gewissermaßen mitzureden an der Zeitung, sind uns die besten Freunde.

Was den jetzt laufenden Roman „Das Geheimnis des Schränkchens“, den neben uns mehrere „führende und schweizerische Zeitungen“ veröffentlicht, betrifft, so wird er fast allgemein mit dem größten Interesse verfolgt. In zahlreichen Zuschriften bitten unsere Leser, auch in Zukunft derartige Romane zu bringen. Einige wenige Leser dagegen — vielleicht sind es nicht die mit dem schlechtesten Geschmack — schreiben, daß ihnen der Roman zu langweilig sei. Wir fordern unsere Leser auf, uns auch weiterhin ohne Scheu mitzuteilen, welche von unseren Mitarbeitern sie besonders gern lesen, welche Romane, Stijlen u. v. d. g. dagegen ihnen nicht gefallen.

Es gibt eine gewisse Kategorie von Romaneschreibern und vor allem Romaneschreiberinnen — es ist nicht nötig, die Namen zu nennen —, die wir prinzipiell nicht mehr bringen. Aber auch was den guten Roman, was die erstere Brikatur betrifft, so ist der Geschmack verschieden. Der eine liebt Thomas Mann, der andere Franz Werfel, einen Rudolf Herpor, ein anderer Wilhelm Raabe. Wir sind gern bereit, den Wünschen unserer Leser Rechnung zu tragen, sofern man nicht Rufe verlangt, über die längst das Lobesurteil gesprochen ist.

Die Schriftleitung der „Saale-Zeitung“.

## Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von  
Burton E. Steenjen.

(32. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten

„Ich ging wieder über den Brodman jurid und bog in die Dreißigjährigen Straße in der Richtung nach dem Marathon ein, als ich gerade an der Ecke mit drei Männern zusammenstieß. Zu meiner Überraschung erkannte ich Grady und Simmonds, die Pigot in ihrer Mitte hatten. Offenbar hatte es Grady aus seine besondere Pflicht betrachtet, sein Versprechen in der freigelegten Weise zu erfüllen und die Wunder des Großen Weihen Weges von einem Ende bis zum anderen vorzuführen. Zu der Zeremonie hatte offenbar auch die Vorführung einer Reihe von typischen amerikanischen Danks gehört. Das Ergebnis davon war, daß der würdige Kommissar nicht mehr auf sehr fetten Füßen stand. „Ich verzieh die Pigots damit, aber sie mochten einen in jeder Weis normalen Eindruck.“

„Als Simmonds mich erkannte, begrüßte er mich in einem Tone, der mir verriet, daß auch er den Wirkungen der Genußstoffe dieser Nacht nicht ganz entgangen war. Auch Grady nickte mir herablassend zu, woraus ich erahnte, daß er sich ungewöhnlich schlaff fühlte. Da Simmonds sah, daß ich in der gleichen Richtung ging, wie sie, blieb er etwas zurück und blieb an meiner Seite.“

„Pigot ist zweifellos ein Wunder.“ sagte er. „Er will alles sehen und alles kosten. Er sagt, Paris könne an New York nicht heranreichen.“

„Wo gehen Sie jetzt hin?“ fragte ich.

„Auf die Polizeistation. Pigot sagt, er habe eine Uebertragung für uns — es hängt mit dem Schränkchen zusammen.“

„Mit dem Schränkchen?“

„Ja — mit dem Möbel, das mit Godfrey zum Einschließen in die Stahlschleife übergeben hat.“

„Simmonds“, sagte ich sehr ernst, „weiß Godfrey etwas davon?“

„Nein“, antwortete Simmonds etwas verlegen. „Ich sagte Grady, wir sollten ihn telephonieren, damit er herkäme, aber der Chef wurde müde und sagte mir, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Sie stehen schon lange über's Kreuz, wissen Sie?“

„Wie mächtig, wenn ich ihm telephonieren würde?“ fragte ich vor. „Dagegen kann nichts einzuwenden werden, oder?“

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden“, sagte Simmonds, „und ich weiß auch nicht, wer es wollte, da ja niemand etwas davon erfahren wird.“

„Ganz recht. Und gehen Sie die Vorbereitungen solange als möglich hinaus, damit er noch beiseiten eintreffen kann.“

Simmonds nickte.

„Ich werde tun, was ich kann“, sagte er, „aber ich sehe nicht ein, was es nützen kann. Der Chef wird ihn nicht hereinlassen, auch wenn er kommt.“

„Das werden wir Godfrey überlassen müssen. Aber man muß es ihm doch wenigstens mitteilen. Er ist verantwortlich für das Schränkchen an seinem jetzigen Aufbewahrungsort.“

„Gefter, von Kopf und Seite — sagen Sie dem Lokalredakteur, daß Godfrey ein intimer Freund von mir ist.“

Der Lokalredakteur schien zu verzweifeln, denn einen Augenblick später wurde ich mit ihm verbunden. Aber seine Ausruf lautete kaum befriedigend.

„Wir haben Godfrey nach Westchester hinausgeschickt, um einen Mann zu sprechen“, sagte er, „auf einen ziemlich guten Hint hin, den wir belamen. Er ist weggegangen, sobald er meinen Artikel über Pigot gelesen hatte, und er muß jeden Augenblick zurückkehren. Rann ich etwas für ihn aussuchen?“

„Ja — sagen Sie ihm bitte, daß Pigot auf der Station der Dreißigjährigen Straße ist, und daß er sich sobald als möglich dorthin begeben sollte.“

„Ganz recht. Ich werde es aussuchen, sobald er kommt.“

„Danke“, sagte ich. — Ich war schon enttäuscht.

Als ich wieder auf der Straße war, blieb ich jögern an der Straßenecke stehen und betrachtete nachdenklich das rote Licht der Polizeistation. Was war im Begriff, dort zu geschehen? Was hatte Pigot für eine Uebertragung in Bereitschaft? Gab es irgendeinen Vorwand für mich, dort einzutreten?

Und dann erinnerte ich mich an Godfrys Winken und unklare Reime — erinnerte mich auch daran, daß er mich informiert falls an die Luft gehen würde — ging auf das Licht zu, machte die Türe auf und trat ein. Kugler dem Westmeister am Schreibtisch war niemand anwesend.

„Mein Name ist Vetter“, sagte ich. „Sie haben ein Schränkchen hier, das zu der Vermögenssache des verstorbenen Philipp Bantine gehört.“

„Gewiß, wir haben ein Schränkchen in Verwahrung, aber ich weiß nicht, wem es gehört.“

„Es gehört zum Vermögen des Herrn Bantine.“

„Ja, und Sie wünschen?“ fragte er und bildete mich an, als sei ich betrunken. „Spezielllich sind Sie nicht um Mitternacht hierhergekommen, um mir das zu sagen, oder?“

„Nein, aber ich möchte das Schränkchen sehen.“

„Sie können es heute Nacht nicht sehen. Kommen Sie morgen wieder. Außerdem kenne ich Sie nicht.“

„Hier ist meine Karte. Herr Simmonds und Herr Grady kennen mich beide. Und morgen ist es zu spät.“

Der Westmeister nahm die Karte in die Hand, warf einen Blick darauf und sah mich dann an.

„Warten Sie eine Minute“, sagte er schließlich und verschwand durch eine Türe, die sich an der anderen Wand des Lokals befand. Er war schon drei oder vier Minuten verschwunden und die Uhr schlug zwölf. Ich hätte die Türen, bestimmten Schläge, und begann dann mit dem Schmeigeln, das jetzt folgte, die Hände vor Ungeduld zu zittern. Wenn nun Grady sich weigern würde, mich zu empfangen! Aber schließlich kam der Westmeister zurück.

„Kommen Sie mit“, sagte er, öffnete das Türchen im Gitter und ließ mich ein. „Durch die Türe gerabau.“

Mit einem verzweifelnden Versuch, mich unbefangene Miene zu zeigen, machte ich die Türe auf und trat ein. Dann aber blieb ich unwillkürlich stehen. Denn vor mir, mitten auf dem Korridor, stand das Boule-Schränkchen, Pigot stand daneben, und Grady und Simmonds saßen ihm gegenüber, bequem in ihre Stühle gelehnt, schwarze Zigarren paßend.

Bei meinem Eintritt schauten sie mich alle an — Pigot mit unverkennbar zusammengezogenen Augenbrauen, wodurch er verriet, auf welche harte Probe seine Lebenswürdigkeit gestellt war, Simmonds mit gehobener Uebertragung, Grady mit einem freundlichen, aber etwas geistlosen Lächeln. Mein Herz frohlockte, als ich dieses Lächeln bemerkte.

„So, Herr Vetter“, sagte er, „Sie wünschen also dieses Schränkchen zu beichtigen.“

„Sonnig“, antwortete ich, „es gehört nämlich zu der Vermögenssache des Herrn Bantine.“ Ich wurde es in einer Eingabe zurückgeführt — für den Fall, daß Sie es nicht ohne Widerpruch herausgeben.“

„Ist Ihnen das mitten in der Nacht eingefallen?“ fragte er spöttisch.

„Nein“, sagte ich led, „aber ich sah Sie und Herrn Simmonds und diesen Herr — ich verbeugte mich vor Pigot — vor einem Augenblick hier eintreten, und da dachte ich mir, daß das Schränkchen mit Ihrem Besuch irgendwo in Verbindung stehe. Natürlich müßten mir nicht, daß es beifällig wird. Es ist sehr wertvoll.“

„Wagen Sie sich keine Sorgen“, sagte Grady lechzig, „wir wollen es nicht beschädigen. Und ich denke auch, daß wir zu jeder Zeit noch heute Nacht bereit sein werden, es Ihnen auszuliefern. Herr Biggott möchte erst noch ein paar Verusche damit machen. Ich denke mir, Sie haben ein gewisses Recht, ihnen beizuwohnen — wenn Sie also Freunde an Taschenpfeifenstücken haben, so nehmen Sie Platz.“

„Ich sah mich rasch nach einem Stuhle um, fröhlichen Herzens. Dann verzuckte ich, ein undeutliches Gefühl zu zeigen, da Pigot augenblicklich aber meine Anwesenheit unwillig war. Ich fürchtete logar einen Augenblick, daß meine französische Höflichkeit die Belästigungsprobe nicht aushalten würde. Aber wenn Grady auch den Anmut seines Galtes bemerkte, er schenkte ihm keine Beachtung und der Verdacht lag in mir auf, daß die Höflichkeit und guten Manieren des Franzosen bei Grady gerade entgegengekehrt gewirkt hatten, je peinlich nach sein Benehmen von dem des anderen ab. Was auch der Grund sein möchte, auf alle Fälle lag eine gewisse Schadenfreude in dem Lächeln, mit dem er den Franzosen anschaute.“

„Und jetzt, Herr Pigot“, sagte er, und machte es sich in seinem Stuhle noch bequemer, „jetzt kann die Vorstellung losgehen.“

„Was ich Ihnen zu sagen habe“, begann Pigot mit eiserner, stabiler Stimme, „müß wohlbedenken unter uns bleiben, bis der Verbrecher festgenommen ist.“

Grady's Lächeln erlosch ein wenig. Vielleicht war es der Feind Freund von solchen Behauptungen. Jedenfalls tat er, als ob der Wind nicht auch ihm wehte.“

„Verdächtig, Herr Vetter?“ fragte er und sah mich an, worauf ich nickte.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Rose.

von

Zenena Joch.

(Nachdruck verboten.)

Am Heimwege fiel dem Ministerkaktus plötzlich ein, daß heute der Namenstag seiner Frau sei. Verrätlich ob seiner Vergesslichkeit blieb er stehen und sann rasch und angezerrt über ein Geschenk nach. Vergeltlich — nichts wollte ihm in den Sinn kommen, auch wäre es zu einer Rückkehr in die Stadt schon reichlich zu spät gewesen. Wirklich zu dumm! Er konnte doch nicht mit leeren Händen kommen, aber andererseits einzuliegen, daß er den Tag übersehen, — unmöglich! Mühsam verfolgte er seinen Weg, — halt, da war ihm nun doch ein ganz famos' Gedanke gekommen. Ein zuft-ent-triumphierendes Lächeln glitt lächelnd über seine etwas roten Züge. Ja, die Rose wollte er Melanie schenken, die prächtige, dunkelrote Rose „aus japanischem Pflanzenmarkt, allerhöchste Meister“, wie ihm das hübsche Tabakfeldchen gestern beim Kaufen erlitten hatte. Freilich, hat seine Frau war sie nicht bestimmt gewesen, — aber das gehörte schließlich nicht hierher —

„Franz Melanie blühte etwas befremdet auf die dunkelpurpurne Rose, die der Gatte vorzüglich aus dem feinen, weichen Papier nahm und ihr mit einem fröhlichen Glanzlicht, in dem ein lein wenig Verlegenheit mitschwang, überreichte. Genieß, sie war prächtig schön, die rote Rose, die wie das Lebens heilige Blühen flammte und leuchtete, — aber was sollte ihr, der verblühenden Frau mit dem kernwachsenden Kindern dieses verblühten Blume? — Die trug man in Tagen junger, aber vergebender Liebe an dem Herzen, das wild und stürmisch dem einen entgegenpochte, trug sie im hohen Saale beim strahlenden Lichte funkelnder Kronleuchter, unter vergnügten Menschen, netzte sie an das weiche Seidenkleid, das laden und werben sollte! — Aber, du lieber Gott, wo kam sie jetzt noch hin? Was ins Theater oder in ein Konzert, und zu dem schon ein wenig unmodernen Gesellschaftsleibe paßte die frischste Blume in ihrer lauten Schönheit ganz und gar nicht. Und ein leises, ganz unlautes Nüchtern gegen den Gatten war plötzlich in Franz Melanie, während sie das sonderbare Geschenk tief in ein Korb ihres Schranke legte.“

„Esse hatte sich von Mutter die vielbewunderte rote Rose zum Spielen ausgebetelt. Sie wurde auch ganz gewiß vorzüglich drauf aufgegeben, verpachtet sie. Und Frau Melanie, der die stolze Blume, die voll Begehrt und Leben schien, die geheimnisvoll ihre Blütenblätter einander überdeckte, als fürchte sie, etwas Ungehöriges auszulapern, lein freudlos es Geschenk gewesen, erfüllte ihres Rindes Wunsch. Nun liegt die kleine Blüte, in eine bunte Tischdecke gefüllt, als stolze Königin auf dem Bebergsa im Kinderzimmer und überlegt, welchem ihrer getreuen Ritter sie den Preis überlassen soll. Besser gefällt ihr der schwarze Frits, aber Pauls blaue Augen blühen so schönlich auf die leuchtende Rose in ihrer Hand, daß sie ihre Rolle verfehlt und nur davon denkt, ihm eine Freude zu bereiten. So erhält er denn die Dunkelpurpurne. Zu seinem Nachteil, denn der eitle Frits kann die Entföderung zu ungunsten seiner Person nicht begreifen und fallen, Keger und Zorn überkommen ihn, er verachtet, Paul die Rose zu entreihen und im nächsten Augenblick gibt es eine regelrechte Keilerei, an der sich schließlich alle Kinder beteiligen und das hohe Märchenpiel endet sich in trauriger Wirklichkeit mit Gezanze, Geßreit und bitterlichen Tränen.“

Am anderen Morgen entsetzt das Stubenmädchen Berna in einem Winkel des Kinderzimmers arg verdriß und vernünftigt die kranke Rose aus japanischem Pflanzenmarkt. Sie betrachtet sie am Fenster in der hellen Morgen Sonne, zuerst dorfst g und bebaut, die armen, mihghandelten Blütenblätter so gut als möglich zurecht, wundert sich, wie sich sie duften, lächelt über die iphen Dornen am schänten Stengel und beschleht nach einem Heckerlegen, die Rose für sich zu behalten. Die Kinder haben sie ohnehin schon verzeihen und für die Gedächtnis ist sie nun doch zu schön. So prangt denn die rote Rose, nicht mehr ganz so stolz und königlich wie damals, da die hübsche Verkäuferin sie vorzüglich aus der Pappschachtel genommen, an Bertas jugendlichem Büfen, wenn sie Sonntags mit ihrer Freundin zum „Rollenbummeln“ auf einen Kaffee geht. Und ihr brünnlicher Zauber, der des Ministerkaktus idone Freundin betören sollte, der in Frau Melanie's kauschen Wäffelschrank sich verzeihlich nach einer Zugenleidenhaft gefehlt und an ahnungslosen Kinder, deren vorübergeglitten war, behaltend älter er in jedem der purpurnen Blütenblätter, durchtündelt der braunen Verta ge, unten, jungen Körper mit lebender Sinnenfreude und wirt dem jungen Schreiber am Bedenktlich glühende Flammen in die müdege dröhenden Augen.

Manchen Sonntag atmete sie nun in froher Dahnheit, sich die goldene Sommerhose tief in ihren dunklen Rock guden und horchte neugierig auf das rasche Klappern des heißen Herzens von der dünnen weißen Bluse, — die wundervolle Rose aus japanischem Pflanzenmarkt. —

Doch auch die Zeit fand ihr Ende, und weif und müde lag die Stöße in einer unordentlich vollgekommenen Lade. Bis sie eines Tages von der schlafenden Berna, die nach einem Briefpapier suchte, um dem untreu Gemordenen ihres Herzens Jammer zu klagen, entbedt wurde. Ein paar heiße Tränen fielen auf die halbverblühten Blütenblätter, plötzlich aber, in einer Annäherung heftigen Jornes ob des wehen Erinnerns an die verfloßenen, schönen Sommerstage, des das Mädchen das Fenster seiner Stube weit auf und warf die Rose in jähem Entschlusse in den nachdunklen Hof hinab. . . .

Dort fand sie im Frühnebel des folgenden Tages die Hausbesorgerin und brachte sie ihrer tranken Tochter, die in der dampfenden Kellerwohnung einem bitteren Tode entgegenzuckte. Das junge Mädchen mit dem leidenden Augen in dem ihmalen Gelbste, das kaum etwas vom Leben wahrte, griff mit dünnen Fingern nach der herodenden, halbverblühten Blume. Ein Strahl der matten Herbstsonne brach durch das kleine, vergrützte Fenster, fiel rasch und goldig auf die Rose. Purpur glänzte sie da noch einmal auf, heiß und schön, wie das ferne Leben noch sein möchte und es war, als fliegen tausend unge-

